

(24. Fortsetzung.)

„Wie heißt denn die nächste Station?“

„Kolbendorf“, erwiderte v. Zühbig, und mußte sich Mühe geben, das Lächeln zu verbergen, das ihm wider Willen um die Lippen zuckte. Er durfte natürlich nicht merken, daß v. Silberglanz alle möglichen geographischen Kenntnisse unter der Hand zu sammeln wünschte.

„Aunter fremde Namen“, sagte der Baron gleichgültig. „Ja, wenn der Ort auf meinem Wege nach Paris läge, machte ich vielleicht des Spahes halber auf der Hin- oder Rückreise einen Abstecher da hinüber.“

„Wollen Sie nach Paris, Baron?“

„Ich muß dahin — in Geschäften für meinen Papa, den alten Baron. Die Zeit ist aber noch nicht bestimmt und hängt eben von Umständen ab. Wahrscheinlich werde ich den Rest des Winters dort zubringen.“

„Ach, da beneide ich Sie; wer da mit könnte!“ seufzte v. Zühbig, indem er von seinem Sitze aufstand und an sein Glas schlug.

„Sie wollen schon fort?“

„Ja, ich werde nervös, wenn ich noch länger hier in dem einsamen Keller sitzen bleibe. Ich habe schon jetzt ein Gefühl, als ob wir durch irgend einen tödlichen Zufall verschüttet wären und nun erst, nach einander tausend Jahren, bei gelegentlicher Bohrung eines Brunnens, als getrocknete Leberreste eines vorfindsüchtigen Menschen geschlechts wieder an die freie Luft gebracht würden. Hier, Garçon, für Ihren frischen Madeira und alten Caviar der Sündenlohn — das für Sie, für schlechte Behandlung — au revoir.“

„Danke unterthänigst“, lächelte der Kellner.

„Aber so warten Sie doch nur einen Moment!“ rief v. Silberglanz, seinen Wein rasch einschenkend, „ich begleite Sie.“

„Sehr wohl“, sagte v. Zühbig, dem daran nicht einmal besonders viel lag; der Baron war aber bald an seiner Seite, und die beiden Männer stiegen zusammen die Kellertreppe hinauf, die sie wieder in Licht und Sonnenschein und an die frische, wenn auch kalte Luft führte.

Wie sie das Trottoir betraten, ritt ein Kürassier-Offizier im Schritt vorüber, ohne sie jedoch zu sehen. Er hielt den Zügel locker in der Hand und sah ernst und schweigend, den Kopf weder rechts noch links drehend, vor sich nieder.

„Graf Geyerstein“, flüsterte der Baron seinem Begleiter zu, und als ob der Graf seinen ausgesprochenen Namen gefühlt habe, denn die Klänge des gestammelten Wortes konnten sein Ohr nicht erreichen, drehte er langsam den Kopf nach ihnen um. Die beiden Herren lästeten die Hüte; der Graf erwiderte den Gruß, indem er seinen Arm nur etwas hob, und ritt vorbei.

„Wetter auch“, sagte v. Zühbig, wie blaß und elend Geyerstein geworden ist, seit ich ihn nicht gesehen habe! Ich hätte ihn fast gar nicht wieder erkannt.“

„Schnellsucht nach Urlaub vielleicht“, schmunzelte Silberglanz. „Es geht doch nichts über eine freie, ungebundene Existenz.“ Und seinen Arm vertraulich in den v. Zühbig's legend, wollte er mit ihm die breite Hauptstraße hinausschleudern. Daran lag aber diesem nichts.

„Sie wollen dort hinaus?“ sagte er. „Wohin Sie gehen; die Richtung ist mir vollkommen gleichgültig. Bis zum Diner habe ich weiter gar nichts vor.“

„Aber ich desto mehr, besser Freund“, erwiderte der Intendant. „Sie haben Recht; es geht nichts über eine freie, ungebundene Existenz, ich aber gehöre zu jenen armen, geknechteten Menschenkindern, die nicht einmal eine eigene Zeit besitzen. Ich muß noch einmal auf mein Bureau, um einige Briefe zu beantworten.“

„Schön, dann begleite ich Sie wenigstens bis zur Thüre“, sagte der nicht so leicht abzuschüttelnde Silberglanz, und dagegen konnte Herr v. Zühbig nichts einwenden. Das Theater lag aber nur eine sehr kurze Strecke von dort entfernt, und hier verabschiedete sich denn wirklich der Baron, irgendwo auf der Promenade einen andern Bekannten aufzutreiben, dem er in Ermangelung Zühbig's anhängen konnte.

heim, ja seine eigenen Knechte erfuhren, daß er unter einem angenommenen Namen hierher gekommen wäre und wie erst sollte sich sein Verhältnis zu den benachbarten Gutsbesitzern stellen, wenn aus dem Baron v. Geyerstein der frühere Kunstreiter Monsieur Bertrand wurde? Er selber hätte sich vielleicht darüber hinweggesetzt, aber würde Georgine dieses einsame Leben ertragen, wenn sie von da nur auf ihre eigene Familie angewiesen bliebe?

Selbst der frühere Besuch von Zühbig's — wenn auch seit der Zeit Wochen vergangen waren — kam ihm wieder ins Gedächtnis und zeigte ihm mehr und mehr, daß sein Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde. Die Bosheit des alten Vosseneiers und der Zufall hatten sich in die Hände gearbeitet, und er sah mit recht bitteren, sorgenden Gefühlen der Zukunft entgegen.

Vor Allem mußte er aber jetzt erfahren, was unten im Dorfe vorgefallen sei, oder noch geschehe, und er schickte deshalb den Verwalter mit einem gleichgültigen Auftrage zum Sternwirt hinunter. Dort sollte er nebenbei erfragen, ob Mühler im Krug eingekerkert oder seinen Weg gleich weiter gezogen sei.

Das abgemacht, setzte er sich hin und schrieb einen ausführlichen Brief über die Erlebnisse der letzten Wochen, besonders über sein Begegnen mit Herrn v. Zühbig, an Wolf und sprach darin die Befürchtung aus, daß seine Stellung hier nicht lange mehr haltbar sein würde; denn zogen sich die benachbarten Gutsbesitzer von ihm zurück, so sah er voraus, wie unglücklich sich Georgine fühlen und ihm das Leben dann auf jede Art verbittern würde. In dem Briefe theilte er aber auch dem Bruder mit, daß ihn Karl, der Neffe des Alten, heimlich verlassen habe und er jetzt fest entschlossen sei, nach dem Vorhergegangenen, möge sich Georgine darüber geben, was sie wolle, den alten Mühler selbst nicht wieder bei sich aufzunehmen.

Den Brief fand er durch einen besondern Boten auf die nächste Postexpedition, sagte aber Georginen noch nichts von dem Vorfall mit ihrem Vater. Da der Alte, wie es nicht anders sein konnte, das Geheimniß Georg's ausgeplaudert hatte, so war es mehr als wahrscheinlich, daß er selber gar nicht beabsichtigte zurückzutreten, und in dem Falle vermied Georg eine fatale Erörterung mit der überhaupt leicht reizbaren Frau. So lange das umgangen werden konnte, sollte es geschehen.

Ungelegen kam ihm in dieser Zeit gerade eine kleine Reise, die er in Geschäften machen mußte. Diese betraf aber seinen Getreideverkauf und ließ sich nicht länger aufschieben, und die Abreise war schon auf den nächsten Morgen angesetzt. Die Vorbereitungen dazu nahmen auch jetzt seine Zeit in Anspruch, und damit beschäftigt, suchte er das unangenehme Gefühl zu bewältigen, das ihn immer und immer wieder beschleichen wollte, wenn er an den letzten Auftritt mit dem alten Truntenbold zurückdachte.

Der Verwalter war indessen in das Dorf hinausgegangen und erfuhr dort bald Mühler's letzte Erlebnisse in Schildheim. Ohne daß er eine Frage darnach that, erzählte ihm der Wirth, wie der „Schwiegervater vom Gute“ heute Nachmittag bei ihm vier Flaschen Wein mit dem faulen Tobias getrunken und — nicht begabt habe, und dann mit einem Bündel in der Hand den Weg am See entlang marschirt sei. Er wollte dabei vom Verwalter wissen, ob der Schwiegervater wiederkomme oder nicht; der Verwalter beruhigte ihn indeß darüber, denn seines Wissens hatte Mühler allerdings nur eine kleine Reise vor, von der er vielleicht schon in zwei oder drei Tagen zurück wäre. Vom Krug aus ging der Verwalter, ehe er nach dem Gute zurückkehrte, am Bache hinauf. Er hatte dort in der letzten Woche Weiden schneiden lassen und wollte sehen, was da noch zu thun wäre. Der Bach war durch die letzte mißliche Witterung ziemlich angeschwollen. Das Wetter änderte sich aber; seit Mittag wurde die Luft auffällig kälter, und einzelne Flocken aus dem grauen Himmel verkündeten einen Schneefall für die Nacht. Der Verwalter schritt rasch am Bache entlang, ohne sich länger als irgend nötig an den einzelnen Stellen aufzuhalten, und dort angelangt, wo das schmale Wasser eine scharfe Biegung nach Norden machte, wollte er sich eben wenden und in gerader Richtung wieder nach dem Gute hinausschneiden, als seine Aufmerksamkeit auf einen in seinem Wege liegenden Gegenstand gelenkt wurde. Es war ein alter Hut, der dort, unter einem Weidenbaume auf der Wiese, etwa drei oder vier Schritt vom Wasser entfernt, lag. Er blieb einen Augenblick dabei stehen und drehte ihn mit dem Fuße um; die fragliche Kopfbedeckung sah aber so schäbig und abgenutzt aus, daß er sich nicht zu wun-

dern brauchte, wenn den der Eigenthümer in Uel forterworfen hatte — eher war es ein Räthsel, daß er ihn noch so lange getragen. Die Schneeflocken wurden auch schärfer, der Wind setzte mit größerer Härte ein, und seine Hände in die Taschen schiebend, eilte er, so rasch er konnte, den schüßenden Gebäuden des Gutes wieder zu.

In der Nacht fiel ein tüchtiger Schnee. Der Förster schickte allerdings einen Boten auf's Gut, daß er zwei Fische steden habe, und ob der Herr Baron nicht herauströmen wolle, diese zu schießen; Georg aber hatte seine Abreise auf neun Uhr festgesetzt, und der Schiltten hielt zur bestimmten Zeit vor der Thüre.

Georg hatte mit seiner Frau schon am vorigen Abend seine Reise und die Zeit seiner Abwesenheit besprochen. Als er an diesem Morgen vor ihr Abschied nehmen wollte, war sie gerade beim Ankleiden beschäftigt und ließ sich nicht darin stören. Georg ging zu Josephinen hinüber, um ihr Adieu zu sagen. Die Kleine sah bei ihrer Erzieherin am Schreibtisch und arbeitete fleißig. Der Vater nicht ihr freundlich zu und trat dann, während Mademoiselle Adele aufstand, näher zum Tische.

„Es thut mir leid, daß ich Sie störe, Mademoiselle! bitte, behalten Sie Ihren Platz — aber ich werde drei oder vier Tage in Geschäften abwesend sein und wollte nur Josephinen Adieu sagen. Leider bin ich gerade in der letzten Zeit gar zu sehr beschäftigt gewesen, mich viel mit ihr abzugeben. Sind Sie noch zufrieden mit ihr?“

„Recht sehr zufrieden“, antwortete das junge Mädchen aus vollem Herzen. „Josephine ist ein braves Kind und macht mir viel, viel Freude; ich darf das wohl in ihrem Beisein sagen.“

„Sie glauben nicht, Mademoiselle, wie große Freude Sie mit dieser Nachricht machen, und Dir, Josephine, danke ich besonders dafür. Leid hat es mir bis jetzt auch immer gethan, daß Du so allein, ohne Spielgefährtin, besonders den langen Winter hier verbringen müßtest, und ich will Dir jetzt zeigen, daß ich auch dankbar für Dein gutes Betragen sein kann. Sie werden bald noch einen Zögling bekommen, Mademoiselle. Der Geistliche in Sothheim ist gestorben. Sie wissen, er war schon ein Jahr Wittwer und hat ein Töchterchen in Josephinen's Alter hinterlassen. Das arme kleine Wesen ist dort von der Gemeinde einer Familie zugetheilt worden, in der es sich nicht wohl fühlt, sich nicht wohl beschaffen kann. Ich habe deshalb beschlossen es zu mir zu nehmen und mit meinem Kinde zu erziehen. Meine Frau ist allerdings noch nicht damit einverstanden und glaubt vielleicht, daß wir dadurch zu große Verantwortlichkeit auf uns nehmen. Sie wird sich aber leicht dazwischen finden, wenn sie die liebe kleine Marie erst kennen lernt.“

„Marie heißt sie?“ rief Josephine rasch und erlöthend.

„Ja, mein Kind.“

„Und ich will ihr gern“, sagte Adele herzlich, „die Mutter zu erleben suchen; so weit das in meinen Kräften steht. Ich glaube auch mit Ihnen, Herr Baron, daß solche Gesellschaft einen glücklichen und segensreichen Einfluß auf Ihre Tochter ausüben wird — nicht gerechnet das gute Werk, das Sie an der verlassenen Waise üben.“

„Ich komme jetzt dort in die Nähe“, fuhr Georg fort, und werde das Kind wahrscheinlich gleich mitbringen. Haben Sie die Güte, Alles vorzubereiten, daß es hier eine freundliche Heimath findet. Und Du wirst gut mit Deiner neuen Schwefter sein, Josephine?“

„Oh gewiß, Papa, gewiß“, rief die Kleine, die Hände zusammenschlagend, „ich freue mich so sehr — so sehr auf die — Marie!“

„So bleibe denn hübsch brav, bis ich wiederkomme, und folge der Mademoiselle in allen Dingen. Sie meint es gut mit Dir. Ich selber“, wandte er sich dann an die Erzieherin, „werde in drei, spätestens vier Tagen zurück sein — leben Sie wohl bis dahin.“

Und seiner Tochter freundlich zunickend, verließ er das Zimmer.

„Wird der Schiltten gehen?“

„Gewiß“, sagte der Kutscher, „trotz dem Thaumetter ist doch noch alter Schnee genug liegen geblieben, und heute Nacht hat es eine tüchtige Partie frischen darauf geworfen. Jedenfalls geht es besser, als der Wagen.“

Georg stieg ein und warf noch einen Blick nach den Fenstern hinauf. Die Georginen's waren verhängt, und Fräulein Adele's Zimmer lag nach dem Garten hinaus, aber sie war mit der Kleinen in die dem Hofe zunächst liegende Stube gekommen, um den Vater abfahren zu sehen. Das Fenster wurde geöffnet, und Josephine bog sich heraus und winkte fröhlich herab. Der Vater grüßte hinauf, und der Schiltten klingelte lustig zum Thor hinaus

der breiten, weiß gedeckten Straße folgend, und zwar in der entgegengesetzten Richtung von Schildheim fort. Etwa eine Stunde vom Gute entfernt, begegnete der Schiltten einem leichten Reisewagen. Ein einzelner Herr saß darin, aber so bis unter die Augen in Pelz eingehüllt, daß man seine Züge nicht erkennen konnte. Georg achtete auch nicht auf ihn, denn andere Dinge gingen ihm im Kopfe herum, als sich um gleichgültige Reisende zu bestimmen. Der Fremde aber bog sich, als er an ihm vorüber war, rasch aus dem Wagen hinaus und sah ihm nach, so lange er den Schiltten noch erkennen konnte, dann sich zu seinem Kutscher wendend, sagte er: „Kannst Du den Herrn, der da eben an uns vorüberfuhr?“

„Das war der Baron vom nächsten Gute Schildheim“, erwiderte der Mann. „Vom Dorfe Schildheim, wohin ich Sie fahren soll, liegt es kaum zehn Minuten oder ein Viertelstündchen entfernt. Sie wollten wohl den Herr Baron besuchen?“

„Nein“, sagte der Fremde, „überdies bleibe ich einen Tag in Schildheim, und wenn ich ja noch hinübergehen wollte, ist er bis dahin jedenfalls zurück. Er wird wohl nur auf die Jagd gefahren sein.“

Die Sache interessirte den Kutscher zu wenig, er antwortete nichts darauf, hieb dagegen auf seine Dieme ein, um sobald wie möglich aus dem immer schärfer entgegengewebenden Nordwinde und in die warme Stube zu kommen, wo er die Gewißheit eines Raftages hatte. — Die Pferde griffen tüchtig aus, und bald konnten sie von Weitem die roten Dächer des kleinen freundlichen Ortes und die weiße Fläche des Sees durch die Bäume herüber schimmern sehen. Der Wagen rollte jetzt in dem flachen Thale hin, und der Kutscher, nach links hinauf deutend, sagte: „Da drüben liegt das Gut, das der Baron gepachtet hat.“

„So? — das ist Schildheim?“ sagte der Fremde mit großem Interesse, „also sind wir jetzt auch gleich im Dorfe?“

„Wird nicht mehr lange dauern — da doch liegt's schon“, sagte der Kutscher, und während er mit leisem Schnalzen die Weische schwang, legten sich die Pferde von selber mehr in den Zug, als ob sie den ihrer wartenden Hafer und den warmen Stall schon witterten. Es dauerte auch nicht lange, so erreichten sie die ersten Aufgebäude, und bald darauf hielt das leichte Fuhrwerk vor dem Stern, an dem sie der Wirth mit abgesehenem Köpchen bewillkommte und Gast wie Pferde vortreffliches Unterkommen versprach. In gleicher Zeit kam von der andern Seite die Briefpost durch das Dorf, hielt am Wirthshause, um die Briefe für Dorf und Gut abzugeben, und rasselte dann weiter. Ein Knecht aber, der um diese Zeit immer vom Gute herabgeschickt wurde, etwa eingetragene Briefe und Zeitungen in Empfang zu nehmen, that die erhaltenen Papiere in einen hierzu bestimmten ledernen Beutel und wollte damit ungefümt nach Hause zurückkehren, als er von Jemandem angerufen wurde. Er drehte sich nach der Stimme um und sah den Schulzen mit dem Müller und noch zwei andern Bauern, die ihm winkten und dann zu ihm herankamen.

„Hör' einmal, Gottlieb“, sagte der Erster, als sie nahe genug waren, sich verständlich zu machen, „was hab' ich denn gestern auf dem Gute mit dem Tobias angefangen?“

„Wir?“ lachte der Knecht, „an die Luft haben wir ihn geklebt, wie es uns der gnädige Herr geheißen?“

„Wie so, an die Luft geklebt?“

„Nun, vor's Thor gebracht und laufen lassen. Er war so betrunken, daß er kaum stehen konnte. Hat er uns verkragt?“

„Nein, das nicht“, sagte der Schulze, „hab' ich ihm weiter nichts zu Leide gethan?“

„Nicht das Geringste“, erwiderte der Knecht. „Er schimpfte wohl und rai-sonnirte in einem fort; aber was ist mit einem besoffenen Menschen anzufangen?“

„Und was machte er, als Ihr ihn vor das Thor setzet?“

„Erst schimpfte er und wollte wieder zurück, dann aber, als wir ihm drohten, drehte er sich um und torstellte seiner Wege. Wir haben uns nicht weiter um ihn bekümmert.“

„Und der Baron auch nicht?“

„Der Baron?“

„Hat der sich auch nicht weiter um ihn bekümmert?“

„Wird der sich mit dem betrunkenen Menschen einlassen!“ lachte der Knecht. „Was ist denn aber los, daß Ihr Alle miteinander so lange Geschlechter schneidet?“

„Weiter nichts“, sagte der Müller, „als daß mein Schwiegervater, seit Ihr ihn oben aus dem Gute gejagt habt, nicht wieder, weder hier im Dorfe, noch irgendwo anders gesehen worden ist.“

„Und er wäre die Nacht nicht nach Hause gekommen?“

„Mit keinem Schritt.“

„Und im Wirthshause ist er auch nicht gewesen?“

„Nein.“

„Dann ist er sicher unter irgend einem Baume umgefallen und eingeschlossen“, meinte der Knecht, „aber jedenfalls hätte ihn doch heute Morgen die Kälte weden müssen.“

„Wenn ihn die Kälte die Nacht über nicht umgebracht hat“, sagte der Schulze, „Weshalb hab' ich ihn denn vom Hofe gejagt?“

„Ich weiß es nicht“, erwiderte Gottlieb, „er ist wohl unverkündet gegen den gnädigen Herrn gewesen, denn er war oben bei ihm im Zimmer und hatte ein schredlich großes Maul, wie uns der Baron hinaufrief; der war aber ganz ruhig und befahl uns nur, wir sollten den Besoffenen vor's Thor bringen und nicht wieder ins Gut lassen.“

„Na, Müller“, sagte der Schulze, „wenn ihm wirklich etwas Menschliches begegnet wäre, könntet Ihr Euch trösten — und das Dorf auch. Freude hätten wir an dem Tobias nicht mehr erlebt.“

„Das ist wohl wahr“, sagte der Müller, „und die Haare würde ich mir deshalb nicht ausraufen. Es bleibt aber doch immer meiner Frau Vater, und daß mir die Leute später nachsagen — wenn's auch nicht wahr wäre — daß ich ihn draußen auf der Straße hätte liegen und umkommen lassen, das könnt' Ihr ebenfalls glauben.“

(Fortsetzung folgt.)

Warum treibt man Gesundheitspflege?

Einer der neuen Zweige der Medizin ist die Lehre von der Gesundheitspflege, der Hygiene. Sie konnte erst in dem Augenblicke entstehen als durch die Kenntniß von der Bedeutung der Spaltzelle das wahre Wesen der Krankheiten klar und verständlich wurde. Umfaßt sie doch in einem ihrer wesentlichsten Theile die Lehre von der Verhütung der Infektionskrankheiten, von der Krankheitsprophylaxe. Aus diesen ersten Anfängen hat sich im Laufe weniger Jahre eine Sonderwissenschaft von höchster Bedeutung entwickelt, deren Inhalt ungemessen wieselfast ist. Die Gesundheitspflege bezieht alles in sich, was sich auf die Erhaltung der Gesundheit und ihre Förderung bezieht, sei es, daß es sich um Seuchengesetze, Bauordnung, Straßenreinigung, Begräbniswesen oder öffentliche und private Reinlichkeitspflege handelt.

Der Hygieniker von heute hat ein ausgebreitetes Gebiet zu beherrschen, ein Gebiet, in das schwierige wissenschaftliche Untersuchungen, ausgebreitetes Kenntniß technisch-industrieller Einrichtungen, weitgehendes Verständniß für kommunale Leistungsfähigkeit und anderes hineingehören. Es ist erstaunlich genug, daß unendlich viele Menschen heute noch am allerwenigsten an ihre eigene Gesundheit und deren Forderungen denken, Menschen, die mit ängstlicher Sorge über ihr Eigentum wachen, die den Verlust irgend eines Theils des Besitzes schmerzlich empfinden und gar nicht darauf bedacht sind, ihre Lebensgenossenschaften so einzurichten, wie es die Hygiene verlangt. Man muß hygienisch denken lernen, man muß in den Geist dieser Wissenschaft einigermassen eingedrungen sein, um sich ihre Ertragskraften zunutze zu machen und auf den von ihr gebauten Wegen mit Erfolg wandeln zu können. Was nützen alle hygienischen Gesetze und Vorschriften, wenn der einzelne sich nicht bemüht, sie innezuhalten, selbst wenn ihm dadurch Unbequemlichkeiten und Kosten erwachsen. Daß dies nur dann geschehen wird, wenn der einzelne ein genügendes Verständniß für die Anforderungen der Gesundheitspflege besitzt, liegt auf der Hand; es ist in der Natur des Menschen begründet, daß er mit Freude da mithilft und mitmacht wo er einen Vorteil für sich selbst erkennt, und daß er auf der andern Seite nur wenig geneigt ist, seine Kraft einer Sache zu leihen, deren Nutzen ihm verborgen bleibt.

Wenn es heute vorkommt — und das ist leider keine Seltenheit — daß das Publikum sich der vorgeschriebenen Anzeigepflicht bei anstehenden Krankheiten deshalb entzieht, weil es ihm un bequem ist, die Konsequenzen einer solchen Anzeige zu tragen, so beweist das eben, daß der wahre Sinn und Zweck dieser Anzeigevorschriften noch nicht verstanden worden ist; denn wäre er das, dann würde jeder das intensivste Bestreben haben, diese Vorschriften innezuhalten, ja vielleicht gar auszuüben.

Hygiene, Gesundheitspflege ist Mittel zum Zweck sie wird nicht um ihrer selbst willen betrieben, sondern sie soll der Allgemeinheit wie dem einzelnen dienen, die gesunden Verhältnisse der Bevölkerung fördern und be-

fern und damit die Leistungsfähigkeit des Landes heben. Man kann ohne Bedenken den Satz aufstellen: Je verständnisvoller und gewissenhafter die öffentliche und private Gesundheitspflege in einem Lande gehandhabt wird, desto leistungsfähiger wird die Bevölkerung sein, desto gesünder das Menschenmaterial.

Vor allem muß immer und immer wieder gesagt werden, daß man Gesundheitspflege nicht treibt, um eine Sonderwissenschaft zu pflegen, sondern um dem einzelnen und damit der Allgemeinheit die höchsten Güter der Gesundheit zu wahren und allmählich die Feinde unseres Wohlergehens niederzuzwingen. Eine solche Bestrebung und ein solcher Kampf erfordert große Mittel, unerermüdete Arbeit und eine nicht unbedeutende Opferwilligkeit des einzelnen. Wenn eine Wissenschaft das Wort „sozial“ verdient, so ist es die Hygiene.

Manche gesundheitliche Vorschrift, manche empfohlene Methode mag auf den ersten Blick überflüssig, ja lächerlich erscheinen. Wer nicht das Ganze im Auge behält und zu bequem ist um sich klar zu machen, daß alle die Einzelmaßnahmen und Vorschriften wie die Zahnräder eines Uhrwerks ineinander greifen und ein Getriebe im Ganzen erhalten, das jedem von uns bedeutsame Vorteile bringt, dem werden die Wahrheiten dieser Wissenschaften für immer verborgen bleiben.

Es wurde schon oben angedeutet, daß die Menschen hygienisch denken lernen müssen. Das zu erreichen, sündigt in nicht wenigen Jahren, dazu gehören größere Zeiträume, um so wichtiger ist es, schon den Kindern, so weit möglich, ein Verständniß für Gesundheitspflege beizubringen, damit sie sich gleichsam instinktiv in ihren späteren Lebensgenossenschaften im Sinne einer rationalen Hygiene verhalten.

Daß auch die kommunalen wie staatlichen Verwaltungen das größte Interesse an der Förderung der Gesundheitspflege haben müssen ist klar und verständlich; um so befremdender wirkt es hier und da, wenn aus Sparfamkeit Rücksichten oder infolge eines verkehrten Bureaualtismus den hygienischen Bestrebungen nicht unerhebliche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Wie bei jeder Sache, so sehen auch bei der Gesundheitspflege gewisse Auswüchse nicht übersehen werden. Übertrieben und jeden Genus stören. Es heißt auch hier mit klarem Blick den Punkt erkennen u. richtig bewerten, an dem die Vorschriften und Rathschläge Halt gemacht werden muß. Auf der andern Seite hat sich, wohl auch bei geistlicher, hier und da eine Art Scheinhygiene breit gemacht, die durch äußerliche Mächchen das Publikum zu täuschen sucht und in einer oft unbedenklichen Weise das Gefühl der Sicherheit erweckt, wo gerade die größte gesundheitliche Unsicherheit besteht. Gegen diese Scheinhygiene anzukämpfen, ist Pflicht eines jeden, denn durch solche schwindelhaftigen Manipulationen wird die wahre, echte Gesundheitspflege nur destrobirt, und das mühsam gewonnene Terrain geht wieder verloren.

Wir treiben Gesundheitspflege zum Wohle des einzelnen und der Gesamtheit, um durch rationelle Gestaltung der Lebensbedingungen und durch Kräftigung des Körpers den Kampf gegen die zahlreichen Feinde der Gesundheit erfolgreich aufnehmen zu können und des Volkes höchstes Gut zu wahren und zu mehren.

Dr. P. Meißner.

Neuer Rettungsgürtel.

Ein Lebensrettungsgürtel neuester Art wird demnächst in der deutschen Kriegsmarine eingeführt werden. Nach der Beschreibung des amerikanischen Konjuls Albert in Braunschweig, veröffentlicht in den täglichen Konjulsberichten des Handelsdepartements, hat der neue Apparat ein Gewicht von 5½ Pfund und besteht aus zwei Riemen mit einander verbundenen Schwimmkissen, die beim Anschnallen auf Brust und Rücken zu liegen kommen. Außerdem hat der Apparat eine elektrische Lampe, die durch ein Band an der Stirn befestigt wird. In dem Augenblicke, wo der Rettungsgürtel festgeschnallt ist, beginnt die Lampe zu leuchten und zeigt in der Nacht ganz genau die Lage des zu Rettenden an. Ein Reflektor wirft das Licht viele hundert Fuß weit, was bei Unfällen, die sich in der Nacht ereignen, für die Rettungsmannschaft eine wesentliche Hilfe ist. Die Vrennbauer der Lampe ist drei bis vier Stunden. Den Rettungsgürtel und die Lampe anzulegen nimmt fünf Sekunden in Anspruch. Nach der Meinung des Konjuls ist der Apparat bei Schiffskatastrophen von bedeutendem Werthe, im Kriegsfalle jedoch bei dessen Anwendung nicht zu empfehlen.

— In den vier Jahren, die mit 1909 abgeschlossen, wurden in der alten Welt 28,074, in der neuen Welt 34,723 Meilen Eisenbahnen gebaut.

Wir haben Georg verlassen, als damals der alte Tobias auf seinen Befehl aus dem Hofe gejagt wurde. Damit war er allerdings für den Augenblick den Büschen los; daß dieser aber, über die Behandlung mühsend und von Branntwein und Arger aufgegereizt, ins Dorf hinabgehen und dort sein Geheimniß ausschreien würde, ließ sich voraussehen — und was dann? Wie unangenehm mußte selbst hier auf dem Gute Georg's Stellung werden, wenn die Bauern von Schild-